

Drei Mütter

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 8

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Drei Mütter

Von Johanna Siebel

In einem engbrüstigen, alten Hause Münchens sitzt eine Malerin. Lena Wichert hat die Staffelei dicht an das Fenster gerückt und müht sich, einen köstlichen Strauß langstieliger Nizzarosen auf der Leinwand festzuhalten.

Sie blickt von Zeit zu Zeit mit kritischen Blicken ihr Werk und murmelt: „Ich möchte so, daß ihr in eurer Schönheit erständet! Ach, ich hätte endlich einen Erfolg nötig. Wenn ich das Bild gut verkaufen könnte! Wenn die entsetzliche Not mich nicht mehr so fürchterlich umkrallt! Dann bekämst du ein Winterkleidchen und ein Wintermäntelchen, mein kleines Kind, weißt du, solch ein dickes, flauschig weiches, das umschmiegte dir so warm die Glieder, Liebling, du.“

Lena hat Pinsel und Palette sinken lassen. Immer beständiger entführen ihre Hoffnungen sie der Gegenwart: „Wenn ich dann gut verdiene, so hole ich dich im Frühling zu mir, und irgendwo, weit von allem, was Menschennot und Menschenbitterkeit heißt, da hege ich dich und herze ich dich, mein Holdes, mein Süßes du, mein kleines Kind! Kein Mensch ahnt, wie sehr ich nach dir verlange!“

Lenas flüsterndes Selbstgespräch wird unterbrochen durch ein Klopfen an der Türe.

Die Hauswirtin tritt ein und überreicht Lena einen Brief: „Fräulein, der ist eben angekommen, da habe ich mir gedacht, ich bringe ihn sofort, weil Sie schon so lange auf einen Brief warten.“

Gutmütig blickt die Hauswirtin auf Lena und entfernt sich.

Lena legt die Palette hin. Sie dreht das Licht an und beschaut unschlüssig den Brief. Er trägt den Firmensempel einer berühmten Münchener Kunsthandlung. Lena zaudert, ihn zu öffnen. Die nächste Minute kann sie jauchzen machen oder verzweifeln.

„Aber es könnte auch einmal zur Freude sein!“ flüstert Lena und eröffnet den Brief.

Während des Lesens überzieht ihr Gesicht eine tiefe Enttäuschung. Erblickend lehnt sie sich zurück auf den kleinen Stuhl und starrt mit trostlosen Augen zur Zimmerdecke.

Der Geschäftsführer der Kunsthandlung ersucht Fräulein Lena Wichert höflich, die Bilder, die sie zum Verkauf ausgestellt hat, zurückzuziehen, da sich nach Ablauf der vereinbarten Frist keine Käufer für dieselben gezeigt haben.

Lena krampft die Hände ineinander. „Und ich hatte so sicher auf einige feste Bestellungen gerechnet!“ stößt sie wild hervor. „Ich sah es als solch ein Glück an, daß meine Bilder in diesem bedeutenden Geschäft angenommen wurden. Was nun! Herrgott! Was nun?“

Vertört preßt Lena die geballten Fäuste an die Stirne. In irrem Fragen schaut sie umher: „Was nützt es, daß ich mich mühe von früh bis spät? Was nützt es, zu malen bis zur Erschlaffung, bis zum völligen Nichtmehrkönnen, wenn niemand meine Sachen abkaufen will! Ach! Alles ist so grenzenlos vergebens, und wenn ich mir den letzten Blutstropfen herauspressen wollte!“

Ein haßerfüllter Blick streift die bleichen Rosen auf der Staffelei. Ich muß doch Geld haben. Dir soll nichts mangeln! Es kommt der erste, der Zahltag, — ja, wenn sich aus Herzblut Geld prägen ließe! Dann, Kindchen, dann!“

Lena hat sich erhoben. Wie ein gehektes Wild läuft sie in dem Raume auf und ab. Ihre Arme recken sich in die Höhe: „Was soll ich nur tun? Du lieber, guter Herrgott, was soll ich nur tun? Sie sagen, Du seiest die Barmherzigkeit!“

Erschöpft sinkt Lena in die Knie, sie neigt den Kopf auf den harten Holzrand des Stuhles. Von Zeit zu Zeit zuckt ihr Körper in stummer Not. Endlich richtet sie sich auf. „Und wenn ich es doch täte? Wenn ich es zu deinem Segen täte? Aus Herzblut Geld prägen? Mein Kind, mein Mädchen du!“

Zerrend greift Lena in ihr schweres dunkelbraunes Haar. In wilder Verzweiflung schrillt ihre Stimme: „Oh, wie versucht ihr mich, ihr unsichtbaren, furchtbaren Mächte! Das kann doch eine Mutter nicht!“

Bölig ermattet sinkt Lena zusammen und flüstert: „Der Doktor schreibt, die Frau sei reich und fromm und gut und sehne sich, meinem Kinde Mutter zu sein! — Aber dann soll ich dich nie mehr küssen? Dann soll ich keinerlei Rechte mehr auf dich haben? Dich nie mehr sehen?“ Lena fährt jäh empor und breitet weit und leidenschaftlich die Arme: „Im Wüstenbrand der Wanderer darbt nicht mehr nach Labung als ich nach dir! Und soll dich niemals wiedersehen, solange das Leben auch sein mag? Und lechze doch nach dir wie der Blinde nach Sonne! Mein Kind! Mein Dasein du! Du Blut von meinem Blut! Du Teil von mir!“

Dunkel bohren sich die Blicke in das Licht. Stöhnender wird das Atmen der jungen Brust.

„Und wenn ich es dennoch täte? Oh, Mutter, Mutter, warum tatest du mir all dies? Warum ist diese Kluft zwischen dir und mir? Dieser schreckliche, alle Daseinschönheit verzehrende Abgrund?“

Harte Erinnerungen stürmen auf Lena ein. Sie gedenkt des schreckenvollen Tages, da sie hingeschlungen ist zur Mutter: „Mutter, ich habe gefrevelt vorm Himmel und vor dir. Ich habe ihn lieb gehabt, den Mann mit seiner großen Liebe zu mir, ich habe ihn groß und sündig lieb gehabt. Nun will ein Kind kommen, das wird keinen Vater haben, denn er ist der Mann einer andern. — Um des unschuldsvollen Lebens willen, Mutter, das sich regt in meinem Schoß, erbarme dich, Mutter!“

Die stolze Mutter hat nicht Erbarmen gefannt und nicht Mitleid. Sie hat die Kniende mit dem Fuße fortgestoßen. „Ich habe nichts mit dir zu schaffen. Eine Dirne kenne ich nicht!“

Lena wurde das kleine väterliche Erbe ausbezahlt, und unter dem Vorwand, daß sie ihre Malstudien vertiefter betreiben solle, mußte sie so rasch wie möglich ins Ausland ziehen.

Dann kam die wilde Mutterpein, und dann die Not des Scheidenmüssens von dem so heiß und qualvoll Er kämpften.

Das liebliche kleine Mädchen wurde durch Vermittlung des Arztes bei einem Postangestellten untergebracht, der mit seiner kinderlosen Frau in der Vorstadt wohnte. Lena ist nach München gekommen, gewillt, in tapferem Ringen ihre Fähigkeiten bis zum äußersten zu spannen, bereit für ihre Mutter, ihr Glück und ihre Sorgen. Lena arbeitete, damit ihr Talent ihr und dem Kinde Brot gebe zum Leben zu zweien. Lena lacht in ihren Erinnerungen hart und hohnvoll auf: „Ein herrlicher, ein sehr lustiger Erwerb, der Malererwerb! Er läßt den Menschen verhungern und verdursten!“

Langsam tastet Lenas Hand nach dem Briefe des Kunsthändlers. Sie zerpfückt ihn in viele kleine Fetzen. Sie legt sich ihr Schreibzeug zurecht. Eine kleine Zeit blickt sie mit heißen Augen zaudernd auf das Papier und schreibt alsdann in jagender Hast, als brenne ihre Hand auf dem heißen Blatt, einige Zeilen.

Als sie fertig ist, sagt sie voll unendlicher Weichheit mit einem unergründlichen Ausdruck von Leid und Liebe in den Augen: „Kind, mein liebes Kind! Ich sehe keinen anderen Ausweg mehr! Vergib mir!“

*

Der November lagert in kalten Wolken über der Stadt und hüllt die frohe Schönheit ihrer Ufergestade in drüben Dunst. Die Sonne ist unter den grauen Decken nur durch ein fahlgelbes, langsam emporsteigendes Fleckchen sichtbar. Die Luft streicht schwer durch die Gassen. Durch die holperigen Straßen der Vorstadt, deren Häuserreihen grämlich in den häßlichen Vormittag starren, fährt ein Auto. Der Wagen hält vor einem der letzten Häuser. Der Chauffeur öffnet den Schlag und sagt: „Feldstraße zweiundfünfzig!“

Ein Herr von vornehmem Außern steigt zuerst aus, und ist dann zwei Damen behilflich beim Aussteigen.

In dem Gärtchen vor dem kleinen Hause stehen in den froststarrten Erdschollen einige frierende, gelbe Chrysanthemen. Die beiden Frauen, Nora van Geldern und Lena Wichert schauen nachdenklich auf die traurigen Blumen und streifen sich mit raschem, fragendem Blick. Es ist das Forschen zweier Seelen, die sich gegenseitig ergründen und in die verschwiegendsten Tiefen schauen möchten.

„Wie lange haben Sie das Kind nicht mehr gesehen?“ fragt Frau van Geldern schüchtern.

„Die Kleine war sechs Wochen.“ entgegnet Lena leise.

„Und nun ist das Kind ein Jahr?“

„Ja“, nickt Lena, und wie sie das Staunen und Wandern im Antlitz der andern sieht, fährt sie schwer und spröde fort: „Die Reife ist weit und teuer; es war mir nicht möglich; und — und —“ sie bricht hilflos ab.

Der Herr, der dem Chauffeur die Weisung gegeben, zu warten, naht den Damen. Sie treten alle drei in das kleine Haus.

In dem schmalen Flur sind verschiedene Türen; durch eine derselben tönt das heitere Trällern einer Frauenstimme und eines Kindes helles Jauchzen.

Der Herr klopft an.

Ein Bild voll unsäglichlicher Lieblichkeit bietet sich den unwillkürlich auf der Schwelle Zögernden dar. In dem sauberen Zimmer, vor einem mit weißen Mussgardinen behängten Fenster, steht ein junges, blondes Weib, welches ein schönes Kind im Arme hält. In zärtlich sicherndem Kosen beugt sich die Frau über das kleine Geschöpf. Das Kind schnellst auf und nieder in frohem Spiel und streckt die zarten, rosigen Händchen zappelnd und verlangend zu dem lächelnden Antlitz der Frau empor.

Fragend schaut sie die Eintretenden an. Ueber dem Schäkern mit dem Kinde hat sie das Klopfen gänzlich überhört. Als sie die Dame im grauen Reisefleisch erblickt, fliegt heiße Betroffenheit über das offene Gesicht. Die Frau macht einen Schritt vorwärts und stottert: „Fräulein Wichert?“

Lena Wichert nickt. Durstig trinken ihre Augen die Seligkeit des lieblichen Anblickes. Verlangend, wie der Gläubige nach mühevoller Wallfahrt, strebt sie näher. Plötzlich stockt ihr Fuß, und die Hände, die sich hungernd, unbewußt alles Uebrigen dem blonden Kinde entgegengelehnt, sinken, wie von scharfem Schlage getroffen, schlaff zur Seite. Sie gewahrt, daß Frau Nora die gleiche, impulsiv vorwärts drängende sehnstüchtige Bewegung macht.

In müder Qual senkt Lena das Haupt. Das kleine Mädchen, das zuerst die fremden Gestalten verwundert bestaunt, birgt auf einmal in scheuem Fürchten das blonde Lockengerinzel an der Schulter der Frau, schlägt die runden Arme um ihren Hals und lallt mit bittendem Stimmchen: „Ma-ma“.

„Ja, ja, Schazi!“ beruhigt die Frau in einem Tone, der die eigene Beskommenheit schlecht zu verhehlen vermag, „sei nur still, mein Herzeli!“

Als das Kind das lichtblonde Köpfchen nur tiefer einnestelt, entschuldigt die Frau in erglühender Verlegenheit: „Es fremdet ein wenig, das Lotti, aber es ist doch gar ein Liebes, gell du?“ Immer noch übermalt von flammender Verwirrung, deutet sie links auf das mit einer gehäkelten weißen Sternendecke überzogene rote Ripssofa und stammelt: „Wollen Sie, bitte, Platz nehmen?“

Lena rafft sich mit aller Gewalt zusammen aus ihrer Verfunkenheit und sagt leise: „Danke, Frau Schmidt.“

Mit steifen Bewegungen läßt sie sich neben Nora auf dem harten Sofa nieder.

Der Herr hat sich auf einen der blanken Holzstühle gesetzt und schlägt mit lässiger Gebärde den glänzenden Pelz zurück.

Jetzt nähert sich Frau Schmidt mit dem Kinde, das blinzeln ein wenig das Köpfchen hebt, Lena, die aber wehrt erschrocken, mit allen Zeichen höchster Angst die Nahende ab, als fürchte sie das lichte Kind dort wie das brennende Feuer und

sagt mühsam: „Wollen Sie sich, bitte, auch setzen, Frau Schmidt. Wir haben mit Ihnen zu sprechen! Wir kommen wegen der kleinen Charlotte. Frau van Geldern“, Lena macht eine leicht vorstellende Armbewegung nach der Dame an ihrer Seite, „Frau van Geldern möchte, da ihr der Himmel eigene Kinder versagt, die Kleine an Kindesstatt annehmen. Wir sind gekommen, das Kind zu holen.“

Frau Schmidts Gesicht ist während Lenas Worten erblaßt. Instinktiv drückt sie das kleine Mädchen inniger an sich. Helle Tränen entstürzen ihren Augen. „Fräulein, liebes Fräulein, ich habe das Lotti lieb wie ein eigenes — weiß Gott, ich habe das eigene, das mir der Tod vor fünf Jahren genommen, um kein Härlein lieber gehabt. Das Lotti ist mir ins Herz gewachsen, wenn ich es auch nicht geboren. Fräulein, ich habe nie anders gedacht, als daß ich es behalten möchte mein Leben lang. Es hat mir zuerst ja „Mama“ gesagt. Fräulein, liebes, liebes Fräulein, lassen Sie mir das Kind!“

Als Lena stumm bleibt, schluckt die Frau tapfer das harte Schluchzen herunter. In wilder Hast fährt sie fort: „Der Mann wird damit einverstanden sein, daß wir es für nichts behalten. Sicher, er ist ein guter, er hat das Lotti auch lieb, recht sehr lieb. Wenn er heimkommt vom Dienst, müde wie er sein mag, er nimmt das Lotti auf den Schoß und nennt es „Schazeli“ und „Herzeli“ und spielt mit ihm und läßt sich an den Haaren zausen; oh, er kann sich so gut mit Lotti verstehen und ich fühle mich ja reich belohnt, wenn ich das Kind nur haben darf, das liebe, feine Geschöpfchen! Fräulein, Sie stehen ja zuerst zu ihm, ich weiß es schon; so bitte ich denn: Nehmen Sie mir das Kind nicht! Lassen Sie mir das Kind!“

Frau Schmidt hat bis zum Schluß in einer fliegenden Erregung gesprochen.

Lena hat stumm, mit verschränkten Händen dageessen. Jetzt lächelt sie ein trübes Lächeln voll unendlicher Ueberlegenheit. Wie furchtbar kleinsichtig, wie furchtbar selbstisch spricht diese Frau.

Das feine wunder süße Kind da mit den sonnenstrahligen Härchen soll im Glanze des Reichtums aufwachsen, soll vom Guten das Beste und immer nur das Beste empfangen. Darum gibt sie es ja her. Alle Möglichkeiten der Zukunft sollen seinen schlummernden Gaben offen stehen! Um es in liebedurchtränkter, aber sorgenbitterer Armseligkeit aufwachsen zu lassen, dazu wahrlich brauchte sie nicht ihrer armen, gefolterten Seele das furchtbarste Opfer abzufordern. Darum brauchte sie nicht sich ihrer Mutterschaft und ihrer Mutterrechte zu berauben!

Ein rauher, erbarmungswürdiger Ton entringt sich ihrer Kehle, der die Anwesenden mitleidig anschauen läßt. Lenas heiße Blicke suchen am Boden. Zu ihrem Kinde hebt sie die Augen nicht.

Herr van Geldern, in der Absicht, der quälenden Situation um jeden Preis ein Ende zu machen, fragt jetzt in kühlem, geschäftsmäßigem Tone: „Sie sind also gewillt, Fräulein Wichert, sich auf immer aller und jeglicher Rechte auf das Kind zu entäußern?“

„Ja“, würgt Lena hervor.

„Ich möchte so sehr, daß Lotti einmal zu mir kommt!“ bittet jetzt Frau van Geldern. Ungewollt sind ihr die schüchternen Worte entschlüpft.

Frau Schmidts Gesicht ist von neuem tränenüberströmt. Wortlos überreicht sie das Kind der Dame mit den blauen, verlangenden Augen.

In wunderbarer Berklärung schaut Frau van Geldern auf das Kind: „Himmelslichtchen du, Gott alleine weiß, wie ich mich nach dir gesehnt habe!“ Wie zum Segen haucht sie einen Kuß auf die Stirne des Kindes. „Ich will dich lieben, als hätte mein Schoß dich getragen, als hätte ich dich geboren.“

Erstaunt schaut Lotti zu der Dame empor, aber nachdem das Kind eine kleine Zeit verwundert das fremde Antlitz betrachtet, strebt es zurück zu Frau Schmidt: „Mama — Ma-ma“, ruft es suchend.

Fortsetzung folgt.



Training zum Kunslauf

Phot. Senn